

Der Predigttext für diesen Gottesdienst ist aus dem 1. Johannesbrief im 4. Kapitel.

Wer nun bekennt, dass Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibt Gott und er in Gott. Und wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat.

Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Darin ist die Liebe bei uns vollkommen, dass wir Zuversicht haben am Tag des Gerichts; denn wie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus; denn die Furcht rechnet mit Strafe. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht vollkommen in der Liebe. Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt. Wenn jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasst seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, der kann nicht Gott lieben, den er nicht sieht. Und dies Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebe.

Liebe Geschwister hier in der Kirche und zuhause,

vor zehn Jahren, als die Flugzeuge in die Zwillingstürme flogen, war gerade Konfirmandenunterricht. Ich hörte es von den Jugendlichen – und habe es zuerst nicht glauben können. Und auch wer's im Fernsehen sah, hat wohl seinen Augen nicht getraut: „Unmöglich, das gibt's doch nicht.“ Dann kam das Begreifen, das Erschrecken und die Angst. „Was wird jetzt noch kommen? Ist morgen Paris an der Reihe, oder Frankfurt? Gibt es Krieg?“

Die westliche Welt war tief beunruhigt. Mit Sorge schauten die Menschen auf ihre Regierungen, manche auch zweifelnd. Genau das war, wie wir heute wissen, der eigentliche Sinn des Angriffs. Die Tausende, die in dem Terrorangriff umkamen, waren gar nicht das eigentliche Ziel. Das Ziel waren die Köpfe der Überlebenden, ihr Denken und Fühlen. Der damalige amerikanische Präsident Bush traf es sehr genau, als er in seiner Fernsehansprache am Abend des 11. September sagte: „Dieser Massenmord sollte dazu dienen, unsere Nation einzuschüchtern und in Chaos und Resignation zu treiben.... Heute Abend bitte ich Sie darum, zu beten für alle, die trauern, für die Kinder, deren Welt erschüttert wurde, für alle, die sich jetzt in ihrer Sicherheit und Geborgenheit bedroht fühlen.“

Darum geht es jedem Terrorismus: Die Welt zu erschüttern (und nicht nur die der Kinder), Sicherheit und Geborgenheit zu bedrohen. Er attackiert unsere Gewissheiten, das Weltbild, das Wertesystem, einschließlich des Glaubens. Jeder einzelne der Angegriffenen und die Gesellschaft in der er lebt, soll von lähmender Angst und Unsicherheit gepackt werden. Und dann, so hofft der Angreifer, wird alles zusammenbrechen und für ihn der Sieg möglich sein.

Ein terroristischer Angreifer ist nicht auf die Eroberung von Städten oder Ländern aus; er will die Köpfe erobern, das Denken besetzen. Und al Qaida hatte ja am 11. September zumindest teilweise Erfolg damit. Denn als wir die Türme rauchen sahen, da haben wir uns ja nicht nur gefragt, ob wir noch sicher sind, sondern auch, was Gott dazu sagt, dass Menschen sich in die Tiefe stürzen müssen, um nicht lebendig zu verbrennen.

Das Grässliche, das wir sehen mussten, fing an unseren Glauben zu fressen. In diesem Augenblick war aus unserem Bewusstsein verschwunden, was wir doch einmal wussten: Dass wir zwar alle auf die eine oder andere Art den Tod vor uns haben, dass aber Gott das Leben will, dass er dem Tod die Stirn bietet und ihm den Sieg am Ende nicht überlassen wird. All das wussten wir – und wussten es in diesem fassungslosen, angsterfüllten Moment nicht mehr. Ich finde es wichtig, das neu zu lernen. Denn wenn wir wissen, worauf wir uns im Leben und im Sterben verlassen können, dann erreicht der Angriff des Todes nicht sein Ziel. Ein Schlüsselwort dafür heißt: Gemeinschaft. Gemeinschaft der Brüder und Schwestern.

Denn als vor zehn Jahren die schreckliche Nachricht die Runde machte, da haben die Menschen Blumen und Kerzen zur Kirche gebracht und sich zu Gottesdiensten versammelt. Das war hier in Hilden so und an vielen anderen Orten auch. Die Verstörten und Betroffenen haben sich als Gemeinde der Schwestern und Brüder gegenseitig aufgerichtet. Sie haben sich daran erinnert, dass diese Welt nicht nur ein Ort schrecklicher Untaten und großer Gefahren ist. Sie ist auch, ja sogar in erster Linie, der Gegenstand von Gottes Liebe. Und das hat er den Menschen nicht nur gesagt, er hat es in der Gestalt Jesu Fleisch und Blut werden lassen. Wir sind nicht verloren. Uns ist vielmehr in ihm das Leben erschienen. Im Johannesevangelium heißt es: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

„So sehr hat Gott die Welt geliebt“ - das heißt auf englisch: „God so loved the world“.

Die Kantorei singt eine Komposition des Briten Bob Chilcott zu diesem Text.

Bob Chilcott: God so loved the world

Wenn es wahr ist, liebe Hörerin, lieber Hörer, dass es auf Gott ankommt für das Schicksal dieser Welt und für mein eigenes, dann gibt es nur eine entscheidende Frage: Wie steht er zur Welt und zu mir? Sind wir ihm egal oder nicht? Was hat er mit uns vor und kann man sich auf ihn verlassen?

Dann gibt es nur eins, das wir fürchten müssten: Dass er desinteressiert oder zornig die Welt dem Verderben überlässt.

Aber „Gott ist die Liebe“, sagt der 1. Johannesbrief, und wir sind es, die er liebt. *Darum* geht es im christlichen Glauben. Zwar behaupten einige, die Grundlage aller Religion sei die Furcht – die Furcht vor einer möglicherweise unberechenbaren göttlichen oder Schicksalsmacht. Aber wenn irgendwo, dann wird hier durch solche Behauptungen ein dicker Strich gemacht. Gott schenkt Liebe und wünscht sich Liebe als Antwort. Nicht Furcht ist die Grundlage, Liebe ist es. Wer das erkannt hat und bekennt „Gott ist die Liebe“, der *kann* keine Furcht vor ihm haben.

Die Gemeinde, an die dieser Brief geschrieben wurde, *hat* Gott so erkannt und bekannt. Das war nicht das Ergebnis philosophischen oder theologischen Nachdenkens. Denn Gott hat sich gezeigt, in ihrer Geschichte und unserer, in einer historischen Person: Jesus von Nazareth, seinem Sohn. Wer sich die Berichte über seine Taten und Worte anschaut, der sieht Gott direkt ins Herz. Jesus hat einmal gesagt „Wer mich sieht, der sieht den Vater“. Wir sehen ihn an - und sehen einen, der Kranke heilt, Verirrte sucht, Ausgegrenzte einbindet; einen, der sich für keinen noch so niedrigen Dienst zu schade ist und auch das Leid und den Tod nicht scheut. So ist Gott, und Jesus macht es sichtbar. Ihn als den Sohn Gottes bekennen und Gott als die Liebe erkennen ist ein und dasselbe. Wer daran festhält und Gottes Liebe mit Liebe beantwortet, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Und dann ist Furcht nicht mehr möglich. Denn das einzige, was dann zu fürchten wäre,

ist: dass Gott mich verwerfen könnte. Und wie könnte er das tun, wenn er doch mit mir so fest in Liebe verbunden ist? In dieser wechselseitigen Liebe hat die Furcht keinen Platz. „Furcht ist nicht in der Liebe.“ Und da ich das einzige, was zu fürchten wäre, nicht fürchten muss, hat die Furcht in meinem Leben ihr Recht *überhaupt* verloren.

Ich weiß, der letzte Satz ist eine sehr steile Behauptung. Nicht dass wir uns missverstehen: Damit soll nicht gesagt sein, dass das Leben der Christen frei wäre von Dingen, Mächten und Ereignissen, die Furcht erregen. Keineswegs. Es gibt Terrorismus, es gibt organisierte Kriminalität, es gibt Leute, die mich in der Firma fertigmachen wollen, es gibt bedrohliche Krankheiten, es gibt die dunklen Ecken des Lebens, in denen mir bange wird. Aber man kann sich von der Furcht vor all diesen Dingen eben auch *nicht* gefangen nehmen lassen.

Ein Beispiel für einen Menschen, der sich von der Furcht nicht beirren ließ, ist der Liederdichter Paul Gerhardt. Er hat den Dreißigjährigen Krieg von Anfang bis Ende mit all seinen Schrecken miterlebt, die Zerstörung seiner Heimatstadt, und wie die Pest jeden dritten Einwohner ums Leben brachte. Und dennoch konnte er dichten: „Warum sollt ich mich denn grämen? Hab ich doch Christus noch, wer will mir den nehmen?“

Wir singen von seinem Lied die erste, die siebte und die beiden letzten Strophen. Nummer 370 im Evangelischen Gesangbuch.

Intonation/Vorspiel. Eg 370, 1.7.11.12

1. Warum sollt ich mich denn grämen? / Hab ich doch Christus noch, / wer will mir den nehmen? / Wer will mir den Himmel rauben, / den mir schon Gottes Sohn / beigelegt im Glauben?

7. Unverzagt und ohne Grauen / soll ein Christ, wo er ist, / stets sich lassen schauen. / Wollt ihn auch der Tod aufreiben, / soll der Mut dennoch gut / und fein stille bleiben.

11. Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden, / du bist mein, ich bin dein, / niemand kann uns scheiden. / Ich bin dein, weil du dein Leben / und dein Blut mir zugut / in den Tod gegeben;

12. du bist mein, weil ich dich fasse / und dich nicht, o mein Licht, / aus dem Herzen lasse. / Lass mich, lass mich hingelangen, / da du mich und ich dich / leiblich werd umfassen.

„Christus kann mir niemand nehmen. Ich bin sein, und er ist mein.“ Wer sich so in der Liebe Gottes aufgehoben und gehalten weiß, der ist stark. Aber das ist nur eine Seite der Liebe und eine Seite des Textes aus dem 1. Johannesbrief. Denn Liebe zu Gott und die Liebe zum Mitmenschen sind unteilbar. Wer sich von Gott geliebt weiß und ihn liebt, der wird nicht nur der Furcht den Abschied geben, der wird auch nicht mehr hassen können. Untrennbar voneinander sind nicht nur das Bekenntnis zu Christus und der Glaube an den Gott, der die Liebe ist, untrennbar ist auch die Liebe zu Gott von der Liebe zum Bruder und der Schwester. So war das schon in den eigenen Worten Jesu auf Erden, als er das Doppelgebot der Liebe lehrte: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, und deinen Nächsten wie dich selbst“. Und er ging sogar weiter zum Gebot der Feindesliebe: „Liebt eure Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen.“

Ich weiß, liebe Hörerin, lieber Hörer, dass es schwer scheint, das zu schlucken, und die Einwände liegen auf der Hand: Dass man Liebe doch sowieso nicht gebieten oder befehlen kann, und dass es außerdem

Menschen gibt, die mir aus gutem Grund so zuwider sind, dass ich sie nun wirklich nicht lieben kann.

Terroristen zum Beispiel.

Das ist richtig.

Es geht hier aber auch gar nicht darum, positive Gefühle zu entwickeln. Die Liebe, um die es hier geht, ist weder romantisch noch emotional. Gemeint ist: Gönn jedem anderen das, was Gott dir bereits geschenkt hat. Versuche, jeden mit den Augen Gottes zu sehen! Dann siehst Du ihn als einen Menschen, der Hilfe braucht, der Leben und Erlösung sucht und aus eigener Kraft nicht finden wird. Als einen Menschen, für den Jesus am Kreuz gestorben ist.

Und wenn du die Mittel hast zu helfen, ihm von Leben und Erlösung zu erzählen, dich auf irgend eine Weise einzuschalten in die Liebe Gottes zu diesem Menschen, dann tu es! Verweigere dich der Versuchung zu hassen, auch wenn dieser Mensch grässliche Taten getan hat. Es würde dich wegführen von Gottes Weg der Liebe, und auf dem willst du doch bleiben, weil du sonst ihn selber verlierst.

Leicht ist das nicht; es ist gegen unsere Instinkte. Wenn wir bedroht sind und in Angst geraten, dann schreit alles in uns nach Flucht oder Kampf, je nachdem. Und wer in einem öffentlichen Amt Verantwortung trägt für das Wohlergehen anderer, der wird erst recht zur Gewalt greifen, um diese anderen zu schützen. Vielleicht muss er sogar. Ich bin froh, dass ich solch ein Amt nicht habe.

Aber ich bin ganz sicher, dass es auf lange Sicht keine größere Macht gegen das Böse gibt als die Liebe, die in Christus erschienen ist.

Das Lied, das wir gleich singen werden, erinnert an die alte prophetische Verheißung, die wir in diesem Gottesdienst schon als Schriftlesung gehört haben. Es kommt der Tag, an dem man keine Schwerter mehr braucht, so heißt es da; Gott selbst führt ihn herauf. Und das Lied fährt fort:

„Wenn wir heute mutig wagen, / auf Jesu Weg zu gehn, / werden wir in unseren Tagen / den kommenden Frieden sehn.“

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.